

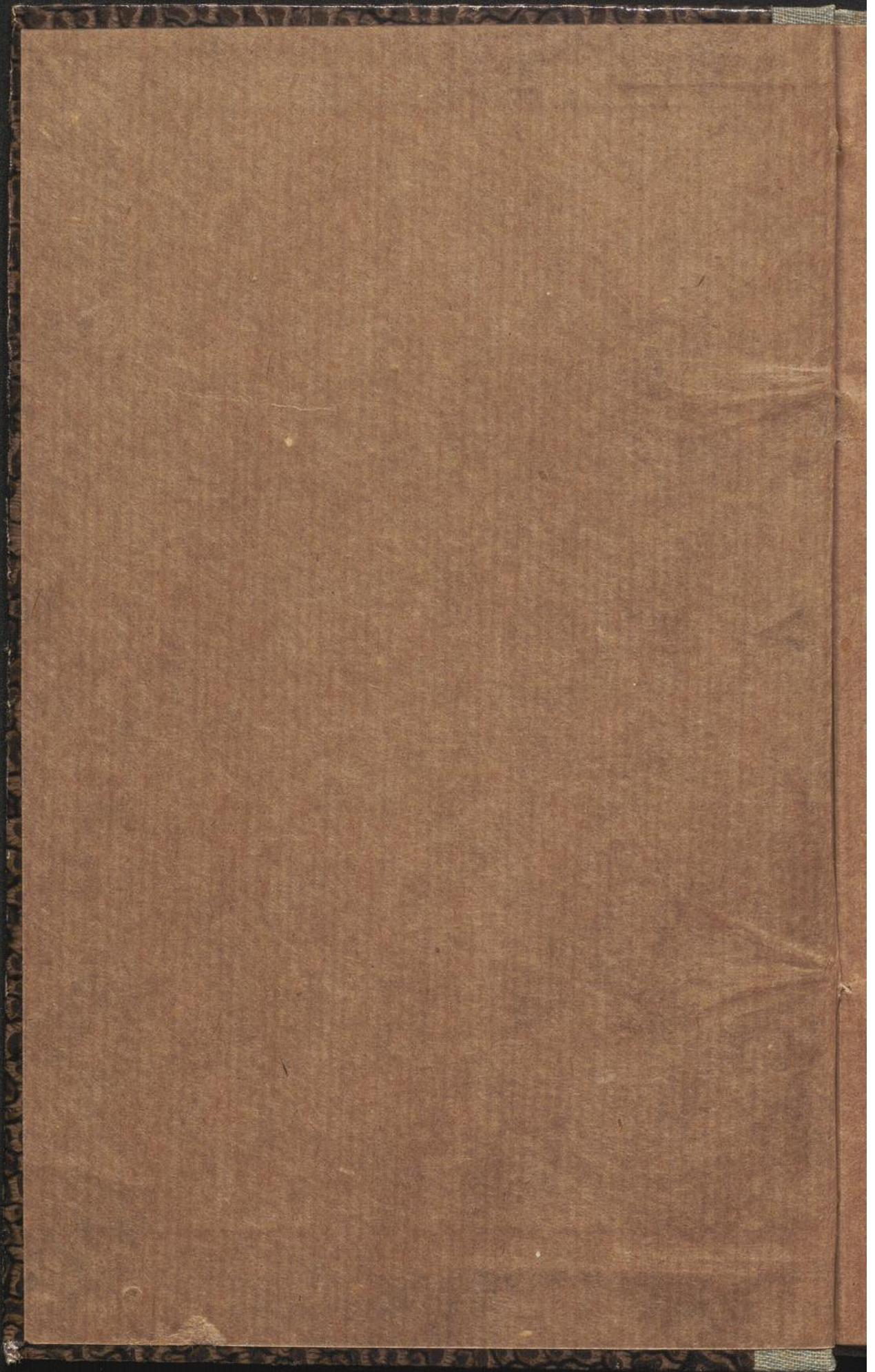


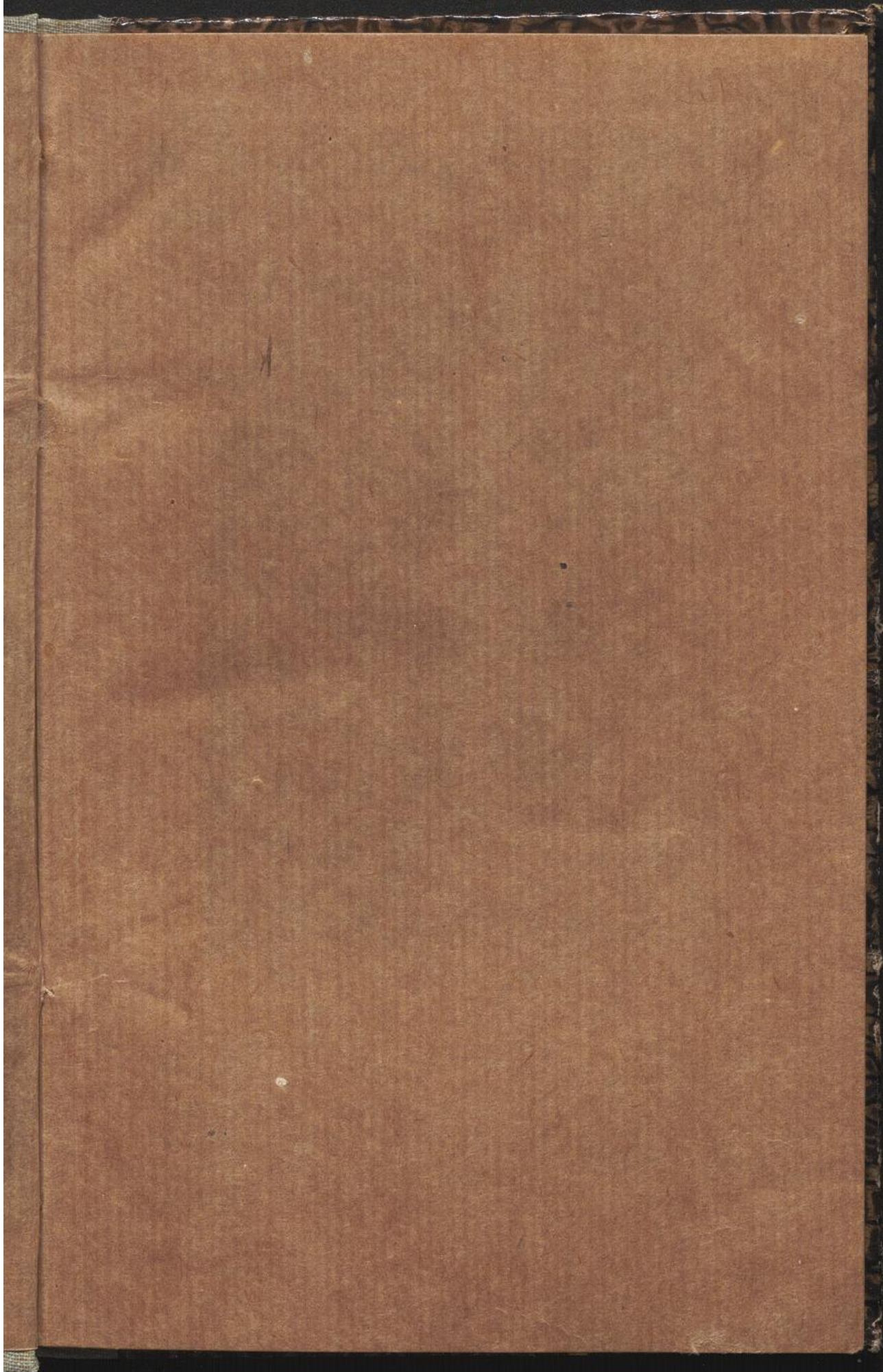
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

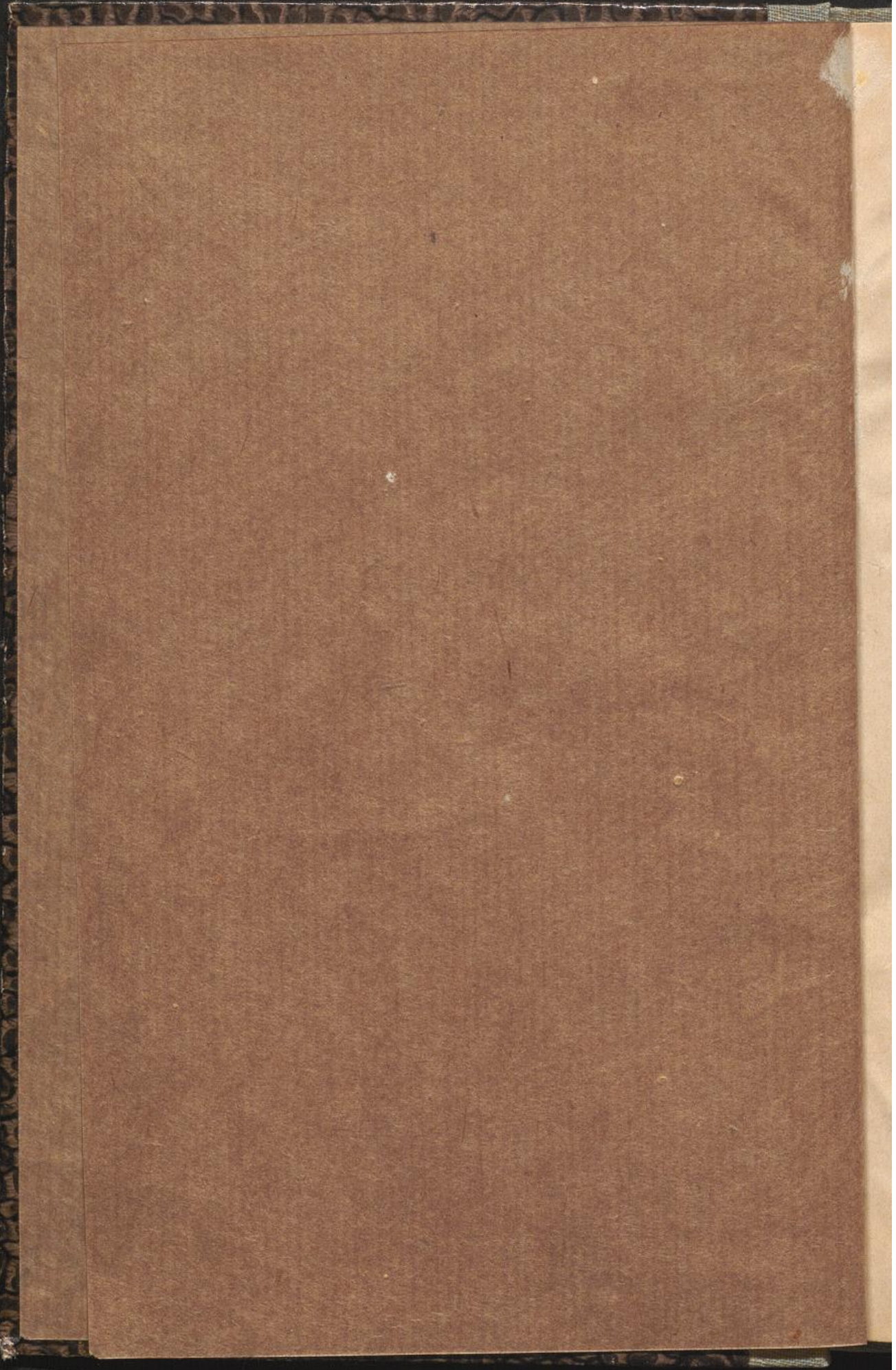
Caritasblüten aus der Mission 1932

1 (1932)

liten







Caritasblüten

Nr. 1

1932



Unsere lieben Lesern und Leserinnen ein
im wahren Sinne des Wortes

glückseliges neues Jahr!

Kann denn 1932 ein solches werden? Not, bittere Not ist in unser Vaterland eingekehrt; ein schwerer Sorgenhimmel schwebt über unsern Häuptern; ein Druck lastet auf allen Gemütern; es ist wie die Schwüle und Stille vor dem Sturm.

Und doch dürfen wir nicht verzagen. „Werfet alle Eure Sorgen auf den Herrn!“ Der Vater im Himmel wartet nur auf unser Gebet, auf goldene Treue im Glauben.

„Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut!“ Darum mutig in das neue Jahr hinein. Mit Gott!

Bleiben wir treu der Fahne Christi, und kein Feind kann uns schaden; seine Angriffe, seine scheinbaren Siege sind von kurzer Dauer. Die Kirche kann nicht überwältigt werden. Christus, König bleibt Sieger und seine Getreuen mit ihm!

3

Von Ost-Afrika nach Europa

(Schluß.)

Wenn man die lange Wasserstraße bedenkt, die unser Dampfer in sechs Tagen zurücklegte, muß man den Mut und die Sicherheit dieser Araber bewundern, die den Weg nur mit Segelboten machen. Aber wieviel Leid und tiefes Weh sah dieses Meer bei der stillen, stummen Menschenware, die hier transportiert wurde! All das gehört nun der Vergangenheit an. Nur ein alter Missionsveteran, Pater Gommenginger, lebt noch, der die traurigen Sklavenmärkte in Zanzibar mit erlebte und mit seinem Mitbruder Sklaven dort erhandelte, soviel es ihm die Hilfsmittel aus der Heimat erlaubten. Und wenn die Missionare dann nach Hause kamen, schmeckte ihnen kein Mahl mehr, weil sie die traurigen Augen der Kinder nicht vergessen konnten, die flehten, man möge sie loskaufen. Aber ach, ihre Mittel reichten nicht dazu; sie hätten Millionäre sein müssen, um alle zu retten. Ja — es ist nun vorüber und vergessen, aber die Orte erinnern stets an jene grausame Zeit. So rief das Rote Meer eine Menge Erinnerungen wach.

Wir durchsegelten dieses Wasser; der schwüle, heiße, drückende Luftzug von der großen Wüste Sahara her, welche hinter den Gewässern liegt, wirkte niederdrückend. Ein gewisser Hautausschlag, der sogenannte „rote Hund“, der durch diese Hitze entsteht, plagt die Passagiere, besonders Kinder leiden sehr darunter.

Die Wasserstraße wurde immer enger, und an beiden Seiten zeigten sich einzelne Gebirge, die „zwölf Apostel“ genannt, und dahinter in 2000 Meter Höhe der Berg Sinai. Wie kamen einem da wieder die Bilder der Bibel in Erinnerung und Gottes Wunder, die dem israelitischen Volke einen trockenen Weg durch die gewaltige Wasserstraße machten. Alles ist aber sehr öde und steinig, kein Grashälmlchen weit und breit. Einer

der Passagiere meinte: da würden wir aber auch ganz sicher gemurt haben wie die Israeliten, die so lange durch den Wüstenand ziehen mußten. Wir zogen nun dieselbe Bahn auf einem ganz bequem eingerichteten Dampfer.

Donnerstag, den 16., abends, kamen wir nach Suez. Hier müssen alle Dampfer ihren Tribut zahlen, um den künstlichen Kanal durchqueren zu können. Eine große Summe muß erlegt werden, die zum Unterhalt dieser künstlichen Wasserstraße, welche 150 Kilometer Länge hat, dient. Rechts und links sind nur öde Wüsten und doch, wie heilig für ein christgläubiges Gemüt, denn hier auf dieser Strecke zog die hl. Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten. Noch sind zwei uralte Karawanenstraßen zu sehen, die von Palästina nach dem alten Ägypten führen; eine von ihnen muß der heilige Josef benutzt haben, ebenso der kranke König, der beim heiligen Petrus später Heilung suchte. In den heiligen Messen, die hier auf dem Dampfer gefeiert wurden, kehrte dasselbe Kind in Brotsgestalt wieder, das vor mehr als 1900 Jahren auf den Armen seiner Mutter die Flucht ergreifen mußte. Es kamen einem die Beschwerden der heiligen Familie so recht zum Bewußtsein, wenn man zu beiden Seiten des Kanals die große heiße Wüste sieht, nichts als heißer, trockener Sand, kein grüner Strauch oder Baum; nur hier und da kleine Oasen, Wasserstellen, wo die Karawanen rasten und ihre Kamele tranken. Diese Stellen sind selbst den Muselmännern heilig; so bald sie da absteigen zur Rast, ist ihr erstes Geschäft, daß sie niederknien und mit dem Angesichte zur Erde gebeugt „Allah“ preisen, der über alles herrscht und auch diese Wasserstellen den Menschen gab. Hätten doch alle Katholiken einen Glaubensmut wie diese Muselmänner. Sie verleugnen ihn nie. Zu jeder Tageszeit, ob allein oder von vielen gesehen, machen sie die vorgeschriebenen Zeremonien und sprühen ihre Gebetsformeln. Eigentümlich ist, daß niemand lacht oder sie verspottet.

Als ich vor 25 Jahren dieselbe Strecke reiste, entdeckten wir an einer Seite des Kanals, wo eine kleine Ansiedlung ist, ein Kapellchen, in welchem damals, gerade am Pfingstsonntag, Segensandacht war, so daß wir vom Dampfer aus den Altar im Kerzenschimmer und die Monstranz sehen konnten. Heute war es geschlossen.

Langsam fuhren wir dann nach Port-Said; hier mußte der Dampfer Kohlen laden. Das ist immer ein unangenehmer Tag, weil dann alles fest verschlossen wird, damit der feine Kohlenstaub nicht überall eindringt. Eine mir bekannte Schweizer Familie lud mich ein, mit ihr die Stadt zu besichtigen. Schön ist Port-Said nicht, aber interessant und echt orientalisches. Alle Menschenrassen sind vertreten, Europäer, Türken, Araber, Ägypter, Syrer, Neger usw. Schade ist es,

daß die europäische Mode die alte, schöne Tracht der Eingeborenen verdrängt; man sieht wohl noch manche dicht verschleierte Araber- und Türkenfrau, aber die Tücher sind schon kürzer geworden und lassen lange Seidenstrümpfe und Lackschuhe frei. Bis hierher durfte kein Mann eine verheiratete Frau sehen; nicht einmal in schwerer Krankheit hatte ein Arzt Zutritt zu ihr. Wir Schwestern dürfen sie zu Hause schon einmal unbedeckt sehen. Wie oft ist da wirklich ein schönes Angesicht hinter dem Schleier verborgen; und ist es mit der Schönheit nicht so weit her, dann wird mit Perlen und Edelsteinen nachgeholfen, worin sich eine orientalische Frau schon etwas leisten darf. Oft trägt eine orientalische Schönheit ein ganzes Vermögen an Edelsteinen in Nase und Ohren.

Hier bekam ich auch einen Einblick in ein Geschäft von kostbaren Spezereien. Ich sah nichts als wohlriechendes Wasser und Salben, nicht nach europäischen Begriffen, sondern nach einem uralten Geheimnis des Orients. Es erinnerte uns an die frommen Frauen wie Maria Magdalena, die den Heiland mit kostbaren Spezereien einbalsamierten. Das versteht man hier viel besser wie in Europa. Es war den Völkern ein Bedürfnis, durch Räuchern und Wohlgerüche sich das Leben zu verschönern, weil die Luft mit vielen starken Gerüchen von faulendem Obst, Zwiebeln u. dgl. durchschwängert war. Einen unangenehmen Eindruck machen die vielen Straßenverkäufer, Stiefelpuzer usw., die einen überall wie Fliegen umsummen. Und mitten durch den Straßenrummel schritten ruhig zwei Nonnen; es waren Franziskanerinnen.

Port-Said hat eine katholische Kirche neben der orthodoxen Kirche. O, du bunte Welt! Schon jetzt kam mir Heimweh nach unserer stillen Missionsstation und seinen einfachen Naturkindern.

Am 18. Oktober nachts verließ der Dampfer Port-Said und segelte ins Mittelländische Meer hinein. Es war stürmische See vorausgesagt worden, was auch wirklich eintraf. Noch in der Nacht kam der Steward, um die Kabinensenster zu schließen, damit kein Wasser hereinkäme; aber es war schon zu spät. Eine ganze Sturzwelle drang durchs Fenster; ich war naß wie eine Kage, und alles schwamm in der Kabine. Das war eine schöne Bescherung. Doch es kam alles wieder in Ordnung. Auch anderen Passagieren war es so ergangen; sie murrten nicht wenig, denn das salzige Seewasser verdirbt ja Wollkleider und Anzüge.

Als wir nach zwei Tagen in die Straße von Messina einliefen, war wieder alles ruhig und sonnig. An beiden Seiten sah man Berge mit Weinranken und Orangenwäldern; der feuerspeiende Berg Atna war im Nebel versteckt. Später sahen wir seinen Kollegen, den Stromboli, der etwas rauchte. Man

hält es kaum für möglich, daß die Menschen es doch immer wieder wagen, sich dort anzusiedeln.

Die Wasserstraße zwischen Messina und Sizilien ist sehr enge. Hier sah man den schönen italienischen Friedhof mit seinen herrlichen Monumenten hoch oben auf dem Berg. Die Insel Elba erinnerte mich an den großen Gefangenen „Napoleon“, dem die öde Steininsel nicht behagte. Zuletzt kam die Stadt Malta, und dann hatten wir Himmel und Wasser, bis wir am 22. Oktober morgens vor Genua lagen. Der ganze Hafen war besetzt mit großen und kleinen Dampfern, so daß unser Adolf Wörmann nicht anlegen konnte, bis ein anderer Dampfer Platz machte. Dadurch gingen einige Stunden verloren, so daß ich den geplanten Zug nicht erreichte, mit dem ich weiterreisen wollte. Die meisten Passagiere stiegen hier aus. Sonderbar wird es einer alten Afrikanerin zumute, wenn man die Leute in warme Mäntel und Pelze gehüllt dahergehen sieht, während ich noch vor zehn Tagen vor Hitze im Roten Meer nicht wußte, wo ich frische Luft holen sollte.

Der nächste Zug ging erst abends 7 Uhr, und so hatten wir nach Erledigung der Zoll- und Paßgeschichten noch einen halben Tag Zeit, um Genua zu besichtigen. So schön die Stadt auch ist, so war ich doch froh, als ich abends glücklich in einem Bahnabteil war, in dem ich sitzen bleiben konnte bis Köln. Ich nahm von dem hochw. Herrn Bischof und Pater Missionar Abschied, denn die beiden Herren mußten eine andere Route nehmen. Bald gesellte sich eine junge Mutter mit ihrem sieben Monate alten Kindchen zu mir. Sie kam auch von Afrika, und zwar aus dem Kongo, und reiste zur Großmutter nach Luxemburg. Sie war mit einem italienischen Dampfer in Genua angekommen. Weil wir beide aus Afrika kamen, war bald zwischen uns Freundschaft geschlossen. Die Kleine schlief ruhig und machte keine Störung, dafür kamen die Italiener aber fast jede halbe Stunde, klopfen an die Türe vom Abteil, machten auf, verlangten bald den Paß und das Billet, bis die Dame endlich fragte, was denn der Kondukteur eigentlich suche. Ich dachte, die Italiener müssen doch einmal nach Ost-Afrika reisen, wo abends im Zug die Abteiltür geschlossen wird und einen niemand mehr belästigt bis zum andern Morgen. Tatsächlich hatten wir keine Nachtruhe. Draußen regnete es, so daß man von dem schönen Italien und dem Schweizerland nichts zu sehen bekam als elektrische Lampen. Als es Tag wurde, waren wir in Basel. Die Dame mußte umsteigen, und ich konnte sitzen bleiben und war den ganzen Tag allein, bis der Zug in Köln einlief; da hatte ich Zeit und Muße, mir die bekannten und unbekanntenen Gegenden anzusehen, und ich muß zugeben, daß es auch in der deutschen Heimat noch schön ist und daß hier der Fleiß herrscht, weil hier kein Fleckchen Erde un bebaut ist. Die

Weinberge waren schon ziemlich kahl; die Landleute waren mit den letzten Feldarbeiten beschäftigt. In meinem schönen Rheinland machte sich schon der Herbst bemerkbar.

Mein Weg führte mich zum alten Mutterhaus nach Holland. Ich fragte, wann ich wohl in Helmond sein werde, der Endstation meiner Reise. Gegen 9 Uhr abends erreichte ich Venlo. Zum Glück fuhr eine Stunde später noch ein Zug bis Helmond. Mein Telegramm, das ich in Genua aufgegeben hatte, war nicht angekommen; somit wurde ich auch nicht erwartet. Aber ein guter Mann wußte Rat und brachte mich in ein gut katholisches Hotel, in dem man unser Mutterhaus kennt und mich deshalb liebevoll aufnahm. Morgens ließ man mich per Auto zum Mutterhaus bringen. Der Chauffeur sprang schnell heraus und läutete kräftig an der Pforte, so daß es mir unmöglich war, einen stillen Seiteneingang zu machen, um unbemerkt ins Haus zu kommen.

Bei dem frohen Wiedersehen mit unserer Würdigen Mutter Generaloberin und den guten älteren Schwestern und den jüngeren nicht minder, waren bald die Mühen und Unruhen der langen Reise vergessen, und ich fühlte mich glücklich und geborgen an der Stelle, wo ich meine ersten Ordensjahre verbrachte. Ich möchte das Haus nicht mehr verlassen, bis es wieder nach Afrika geht. Dann zieh ich noch freudiger aus wie das erste Mal, weil Afrika kein fremdes Land mehr für mich ist, ich weiß, daß es dort bei den vielen lieben Schwestern und den Kindern ein frohes Wiedersehen gibt. Schon jetzt schicke ich all meinen lieben afrikanischen Mitschwestern und der schwarzen Jugend und dem ganzen Volk die herzlichsten Grüße.

K

In der Natur

Es rauscht der Wald, die Quelle singt
Das alte Erdenlied,
Und lächelnd hört's das Menschenkind,
Das still vorüberzieht. -
Des Waldes Lied, der Quelle Mund
Sagt von Vergänglichkeit -
Das Menschenkind, der flücht'ge Gast,
Das lebt der Ewigkeit. -

B



Von links nach rechts:
Schw. M. Gisberta Bayer, Schw. M. Theodora Iffing, Schw. M. Regniata Hülsken.

Ausreise in die Mission

Am 15. Dezember schifften sich drei junge Missionarinnen in Rotterdam auf dem deutschen Dampfer „Ubena“ ein, der sie bis Kapstadt führt. Von dort aus haben sie noch eine lange Strecke per Bahn zurückzulegen. Von Bulawaya aus werden Schwester Theodora und Schwester Reginata auf eine Neugründung im Innern Afrikas gebracht, während Schwester Gisberta nach Monte Cassino in Rhodesia wandert, um dort als neue Stütze in die Reihe der Missionarinnen einzutreten.

Gott beschütze unsere lieben jungen Missionarinnen auf ihrer Reise und segne ihr Wirken! Möge er doch in unserm deutschen Vaterlande in viele junge Herzen Liebe, Verständnis und Begeisterung für die Mission hineinsenken, damit das Reich Christi ausgebreitet werden kann und der kleine König von Bethlehern überall herrscht und regiert.

Die Redaktion.

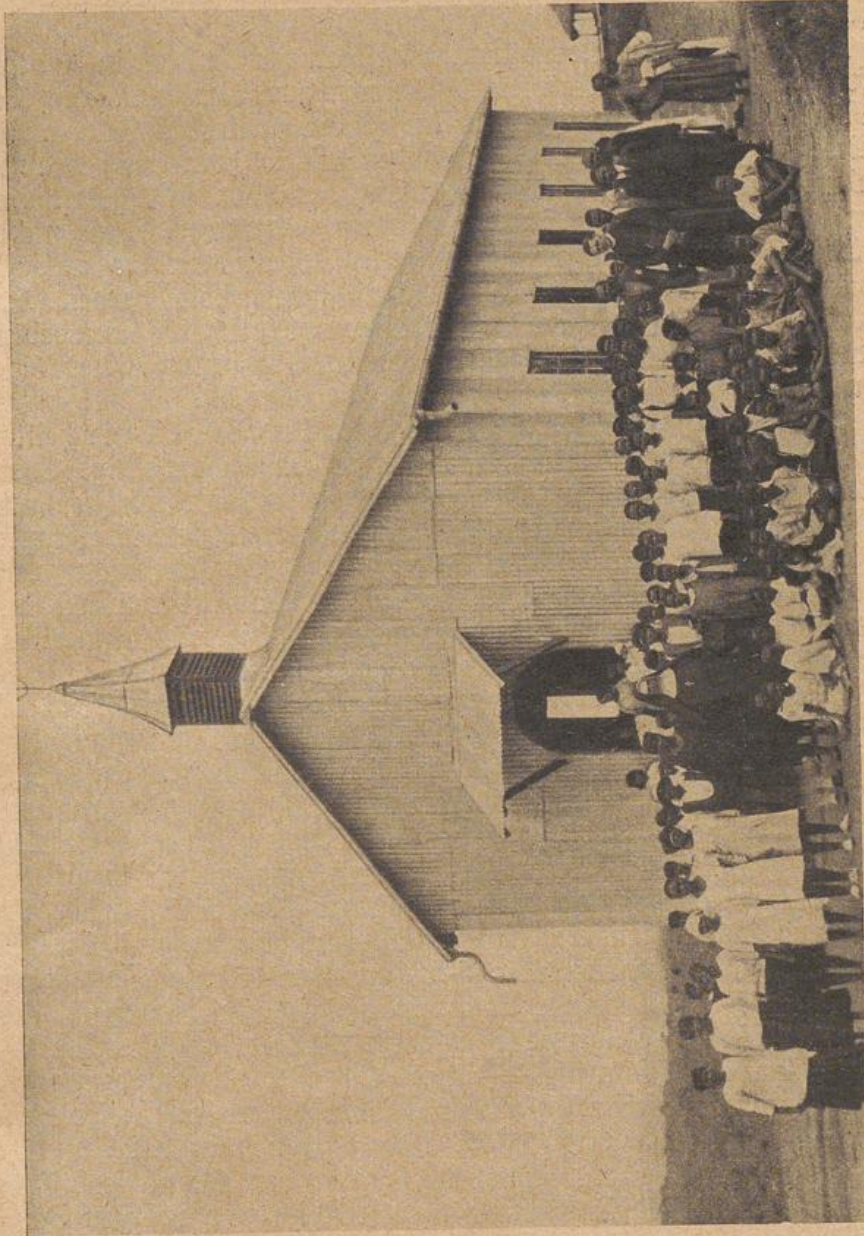
Erstkommunionfeier auf einem kleinen Missionsposten in Süd-Afrika, Natal

„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Sprachst Du, sanfter Kinderfreund.
Diese Worte sind so traulich,
Sind so herzlich gut gemeint.“

Es war Ende August, als unsere Schwester Oberin mir erlaubte, auf eine weitentlegene Außenstation zur Feier der ersten heiligen Kommunion mitzugehen. Da ich gleichzeitig den Auftrag erhielt, das dortige Missionskirchlein zu dieser hehren Feier ein wenig zu schmücken, so suchte ich am Tage vorher einige künstliche Blumen und Stoffreste zusammen, hoffend, Gottes schöne Natur würde mir gewiß Reichlicheres bieten zur Ausschmückung der kleinen Kirche.

Am Freitag, dem 28. August, mittags um 12 Uhr, ging es nun per Auto zum erstenmal hinaus in die Mission. Der hochwürdige Missionar war selbst Chauffeur. Unterwegs wurde zweimal haltgemacht, um die schwarzen Katecheten zu besuchen. Der letzte Weg, es war wirklich keine Straße mehr, gab uns recht viele unliebsame Rippenstöße, denn es ging bergauf, bergab, abgesehen von großen Furchen und Löchern, die der Regen gerissen hatte. Es war ja eine Missionsreise und keine Vergnügungspartie, also alles mit in den Kauf nehmen. Viele, schier nackte Heiden standen oder gingen auf der Landstraße einher. Endlich hieß es, bis hierher und nicht weiter. Wir waren wohl in Mavela, so hieß die Außenstation, doch noch nicht auf der Mission. Unser Auto mußte hier stehen bleiben, bis wir Sonntag zurückkamen, und wir mußten nun $\frac{3}{4}$ Stunden den Berg, nein, drei Berge hinauf und hinunter, bis wir endlich die Höhe erreichten. Kinder von der Missionsstation trugen unsere Koffer und Habseligkeiten auf dem Kopf den Berg hinauf. Es war eine kleine Karawane, die sich im Gänsemarsch den Berg hinaufbegab. Schwester Oberin und ich waren die letzten. Der Pater Missionar kletterte wie ein Hase, kein Wunder, da er als Schweizer mit Bergsteigen wohl bekannt ist. Auf einmal hatten wir ihn aus den Augen verloren, doch hofften wir, daß der Missionar schon den zweiten Abhang hinunter sei, als wir plötzlich von ihm aus einem am Wege liegenden Kraal gerufen wurden. Der liebe Gott hatte uns gerade zur rechten Zeit hierher geschickt. In Lumpen eingehüllt und auf einer Matte liegend fanden wir eine arme Sterbende. Schwester Oberin erkannte in der Kranken eine ihrer früheren Schülerinnen von Mariannahill. Vor 14 Tagen war sie Mutter geworden und nun stand sie am Rande des Grabes. Der Pater

Missionar versah sie mit den heiligen Sterbesakramenten und sprach ihr Mut und Ergebenheit in Gottes heiligen Willen zu. Der gute Hirte war auch diesem armen Schäflein nachgegangen, das schon zwei Jahre seine Weide gemieden hatte. Da auch



„Ein Kirchlein von Brettern, mit Blech beschlagen.“

das kleine Kind noch ein Heide war, so wurde auch dieses durch das heilige Sakrament der Taufe in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen. Voll Freude und Dank gegen Gott, daß er diesem armen Geschöpf diese große Gnade gegeben hatte, setzten wir unseren Weg fort.

Endlich waren wir am Ziele angelangt. Eine arme Missionsstation, ein Kirchlein von Brettern, mit Blech beschlagen, und genau so die Wohnung des Missionars. Die Kirche ist zugleich Schule und unter Umständen auch Schlafraum, wie sie es in diesen Tagen sein mußte, wo von weit her die Christen zusammenkamen.

Meine einzige Sorge war Umschau zu halten in Gottes freier Natur nach Grün und Blumen zur Ausschmückung der Kirche. Doch weit und breit keine Palme, kein Blümlein, außer einigen gelben Blumen an hohen Sträuchern mit scharfen Dornen. Und so leer war die Kirche, und da sollte Erstkommunionfeier sein? Mir tat das Herz weh, daß ich gar nichts für den lieben Heiland haben sollte. Weit unten im Tal, ja, da stand eine einzige Palme, die mußte geholt werden, das war mein fester Vorsatz. Es war schon ziemlich spät geworden, und da wir auch recht ermüdet waren, begaben wir uns bald zu Ruhe.

Am nächsten Morgen, Samstag, las der Priester die heilige Messe erst gegen 10 Uhr, da er hoffte, daß schon einige Christen heute zur Mission kommen würden. Und wirklich, der gute Pater hatte sich nicht getäuscht. Schon waren ziemlich Frauen herangekommen, empfingen das heilige Bußsakrament und gingen auch zur heiligen Kommunion. Das ist wirklich ein großes Opfer für die armen Schwarzen, die oft stundenweit kommen müssen und dann noch nüchtern sind.

Schon vor der heiligen Messe war ich mit mehreren Kindern den Berg hinuntergegangen, um die Palme heraufzuholen.

Nach der heiligen Messe brachte der hochwürdige Pater Vitalis der oben erwähnten Kranken die heilige Kommunion, währenddessen Schwester Oberin den Frauen einen Unterricht erteilte und ich für das Frühstück sorgte. Pater Vitalis sah bei Spendung der heiligen Kommunion zu seinem Erstaunen am Halse der Kranken ein Zauberfläschchen hängen, und in heiligem Zorn zerschmetterte er dieses an einem Stein. Doch sollte dieses noch eine kleine Unannehmlichkeit für ihn nach sich ziehen. Unvernünftigerweise war die Mutter der Kranken — sonst eine gute Christin — in der Angst und Aufregung zu einem protestantischen schwarzen Doktor gegangen. Dieser aber war ein Zauberer und — ob Zufall oder durch Wissen der bösen Geister — kaum hatte der Pater den Kraal verlassen, war er zur Stelle. Freilich, sein erster Blick war auf sein Zauberfläschchen, das er vergebens suchte. Nachdem er den Vorgang erfahren hatte, kam er mit der Mutter der Kranken hinauf zur Mission. Der Pater Missionar hielt gerade Unterricht für die Erstkommunikanten und ließ sich durch den Zauberdoktor nicht stören. Letzterer verlangte von ihm 5 Pfund Sterling, das sind 100 Mk. nach deutschem Geld. Freilich, für ein einfaches

Zauberfläschchen viel Geld, doch nicht dieses mußte bezahlt werden, sondern die voraussichtlich dadurch erzeugte Gesundheit, so ist es hier Sitte bei den Zauberdoktoren. Sie bekommen, falls ihre weisen Anordnungen und Medizinen helfen, einen Ochsen in diesem Werte. Der Pater Missionar ließ sich nicht lange in Händel ein, sondern ging seiner Arbeit nach.

Unterdessen war die Zeit herangerückt, wo ich meine Arbeit vollbringen sollte; zu meinem größten Leidwesen war die Kirche auch keinen Augenblick frei. Immer kamen neue Christen herangezogen, und der Pater hatte vollauf zu tun, von allen die heilige Beichte zu hören. Endlich um 8 Uhr abends ging's ans Werk, wobei Pater Vitalis und Schwester Oberin mithalfen. Wohl war es ziemlich schön geworden, doch ach, wie ärmlich sah es aus im Vergleich zu unserer schönen Heimatkirche, meiner lieben, unvergeßlichen Petruskirche.

Nun muß ich noch erzählen, wie die armen Kinder von der Nachbarstation zur Mission kamen. Vier Stunden weit mußten diese Kleinen und Großen gehen, bergauf, bergab, um zum lieben Missionskirchlein zu kommen. Da hätten sich die Erstkommunikanten daheim ein Beispiel daran nehmen können. Etwas Mundvorrat und eine Decke für die Nacht trugen sie auf dem Kopfe, so kamen sie truppweise anmarschirt. Sie gingen gleich zur Kirche, beteten dort kniend den heiligen Rosenkranz und bereiteten sich zur heiligen Beichte vor. Wie schade, gerade auf dieser entfernt liegenden Station kann der Missionar noch nichts erreichen bei der Männerwelt. Der dortige Häuptling erlaubt es nicht, weder Kirche noch Schule zu bauen; und weil dieser der katholischen Mission so abgeneigt ist, kommt auch kein Mann zum Übertritt. Sie leben noch heidnisch oder protestantisch. Eben daß sie etwas zivilisiert werden, das ist auch alles. Zur größten Freude des Missionars und von uns Schwestern kamen doch drei heranwachsende Buben mit zur Feier ihrer ersten heiligen Kommunion. Gebe der liebe Gott, daß die kommende Generation endlich den Weg zur wahren Kirche findet.

Der Sonntagmorgen brach an. Freundlich sandte die liebe Sonne ihre Strahlen zur Erde. Gleich als ob auch sie sich mit freuen wollte. Gegen 9 Uhr schmückten wir Schwestern die 28 Mädchen, groß und klein, mit einem weißen Kleid und weißen Kränzchen, letztere hatten leider von ihrer Schönheit schon viel verloren, doch waren die glücklichen Krausköpfchen, die ja zum erstenmal in diesem einfachen Schmuck dastanden, überglücklich. Den armen Buben konnten wir nichts geben, und es tat mir in der Seele weh, daß einige von ihnen gar so schlechte Anzüge hatten. Doch, so dachte ich, der liebe Heiland schaut ja nicht aufs Äußere, sondern ins Herz hinein, und ich glaube, diese Kinder der Berge waren wohl vorbereitet, wenn

auch nicht in vielem Wissen, so doch im Verlangen und der Liebe zum Heilande. Der Augenblick kam heran, wo die Erstkommunikanten zur Kirche geführt werden sollten. Ach, wie arm. Kein Kreuz, — keine Fahne —, nichts war da, um der Feier eine kleine Erhebung zu geben. Glockenklang und Orgelbrausen, alles dieses, was das Herz erhebt und festlich stimmt, müssen diese armen, weit in den Bergen zerstreut liegenden Christen entbehren. Wir führten nun die Glücklichen zur Kirche und gaben ihnen die Plätze — ja die Plätze — aber auf dem harten Boden, denn Bänke hatten wir keine. Die heilige Messe begann. Der Katechet betete die Vorbereitungsgebete zur heiligen Kommunion, die mit einigen schönen Liedern abwechselten. Nach dem Evangelium hielt der Pater Missionar die Festtagspredigt. Gewiß wird der liebe Heiland trotz aller Armut im Missionskirchlein gerne an diesem Morgen vom Himmel gestiegen sein, um zum erstenmal Einkehr zu halten in das Herz unserer 68 Erstkommunikanten. So nahe der glückliche Augenblick, wo diese, jung und alt, ja, alte Greisinnen, zum erstenmal hinzutraten, um den lieben Heiland, den großen Gott, in ihr armes Herz aufzunehmen. Nach Beendigung der heiligen Messe war nochmals Predigt, hierauf eine halbe Stunde freie Zeit, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, denn es war schon bald 12 Uhr. Mit einer kleinen Schelle wurden dann alle wieder ins Kirchlein zurückgerufen, wo nun eine kurze, sakramentale Andacht gehalten wurde. Nach derselben gingen noch einige Christen zur heiligen Kommunion, und nun war es wieder einsam im Gotteshaus. Der liebe Heiland war durch Auspendung dieser letzten heiligen Hostien wieder dem armen Kirchlein entzogen worden. Doch es muß so sein, denn nur sehr selten ist hier oben Gottesdienst, und zwar nur dann, wenn fünf Sonntage in einen Monat fallen. Somit müssen wir immer wieder beten: „Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg.“ Bald gingen alle Christen wieder nach Hause. Auch wir mußten die Mission wieder verlassen, um vor Abend in Mariannahill zu sein.

Zum Schlusse möchte ich alle Lieben in der Heimat, besonders auch die Erstkommunikanten, um ihr frommes Gebet bitten, daß doch auch bald hier eine Christengemeinde blühe.

Schwester M. Eugenia.



Schwerer Unglücksfall einer Missionschwester

C. P. S.

Shrwürdige Mutter Germalina, Provinzialoberin von Süd-Afrika, erzählt uns folgendes: Am Montag, dem 31. August vor. Jahres, überraschte und erschreckte mich ein Telegramm von Telgte in Griqualand-East: „Schwester Bona schwer verletzt infolge eines Unglückes am Samstag.“ — Da die Schwester an schulfreien Tagen öfters in die Mission hinausreitet, so rechnete ich mit einem schweren Sturz vom Pferde. Sofort beschloß ich mit unserem Missionsarzt hinaufzufahren. Ein zweites Telegramm änderte meinen Reiseplan. Ich erfuhr, daß ein Arzt zur Stelle und daß die Kranke nicht transportfähig sei. So reiste ich denn am nächsten Tag per Bahn und erreichte am Morgen des folgenden Tages die Bahnstation Zwartberg, wo das Auto eines Weißen wartete, um mich zur entlegenen Missionsstation zu bringen.

Wie traf ich die gute Schwester? Sie lag da in großen Schmerzen, unfähig, sich zu bewegen. Ein Auge war arg angeschwollen. Oberhalb desselben war der Stirnknochen erheblich eingebogen. Es war ein bemitleidenswerter Anblick. Was war geschehen?

Am Samstag, dem 29. August, war Schwester Bona, als eifrige Missionschwester, mit dem hochwürdigen Pater Rektor hinausgeritten nach einer einige Stunden entfernten Außenstation, um ihn in Erteilung des Religionsunterrichtes zu unterstützen. Der Priester hatte Beicht gehört und die heilige Messe gelesen. Es war schon spät. Die Schwester bat die Eingeborenen, hinauszugehen, damit der Priester ein Frühstück nehmen könne. So eine kleine Notkirche besteht ja nur aus einem Raum und dient gewöhnlich an anderen Tagen als Schulzimmer. Schwester Bona bereitete rasch das Frühstück. Eben wollte der Priester den Kaffee nehmen, als plötzlich ein orkanartiger Sturm das morsche Gebälk erschütterte. Mit einem Sprung stand er in der Mitte des Raumes. Schwester Bona blickt verwundert nach oben und im selben Augenblick fiel sie, von einem schweren Stück harten Lehmziegel getroffen, nieder. In wenigen Augenblicken war die Schwester von den Füßen bis an den Nacken im Schutt begraben. Das erste herabfallende Mauerstück hatte den Stirnknochen über dem Auge eingebogen, und ein Nagel vom herabfallenden Balken war zirka zwei Zentimeter tief neben der Schulter in den Arm eingeschlagen.

So bald das Niederfallen der Mauern aufhörte, war Pater Rektor mit Hilfe der Eingeborenen bemüht, die Schwester aus den Trümmern herauszuziehen. Man trug sie in den nächsten

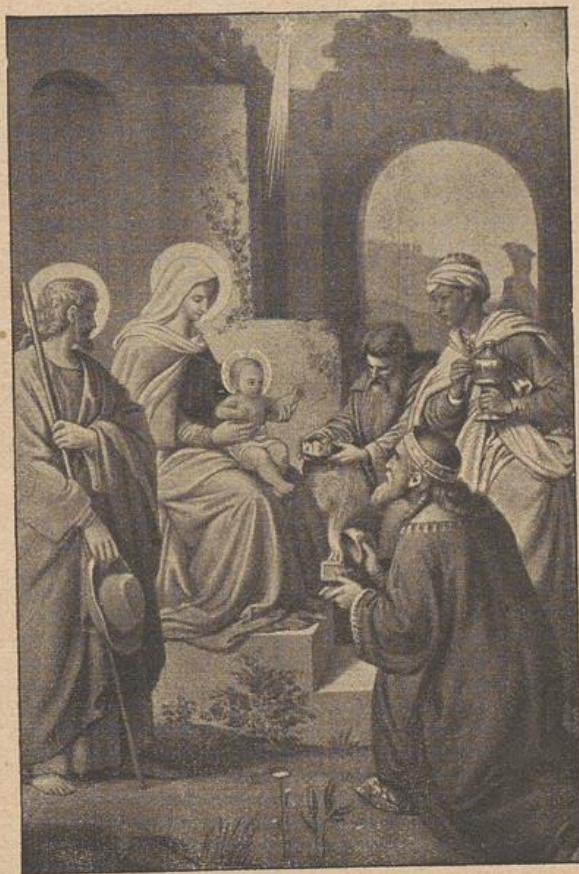
Kraal und als auch dieser unter den Stößen des wütenden Sturmes erzitterte, in eine dritte Hütte, die sicherer war. Obwohl der Missionar sogleich den Befehl gab, einen Arzt zu rufen, so kam derselbe erst nach drei Stunden zur Unglücksstätte. Nach einer Weile kam sogar ein zweiter. Der Arzt von Franklin brachte ein Auto mit und so konnte man auf weichem, frischgeschnittenem Gras einen Strohsack für die schwerverletzte Schwester richten und sie dann langsam nach Telgte zurückbringen. Lange hatten die Schwestern dort in banger Ahnung auf den Missionar und die Schwester vergeblich gewartet. Es war spät, als endlich das Auto mit der Schwerkranken eintraf. Welch ein Schrecken! Da gab es keinen frohen Sonntag. Schwester Oberin und die anderen Schwestern taten, was sie konnten. Der Arzt blieb drei Nächte dort in der Mission am Krankenbette, weil die Leidende in großer Gefahr war. Besonders die inneren Organe schienen schwer verletzt zu sein.

Wie freuten sich alle, als ich kam! Eine Woche blieb ich dort, um die Kranke zu pflegen, und als ich wegging, gab der Arzt mir die Versicherung, daß gute Hoffnung auf Genesung vorhanden sei, es sei nichts gebrochen. Ein Halbweißer brachte mich in seinem Auto zu unserem Herz-Jesu-Heim und nahm von dort eine Krankenschwester zur weiteren Pflege mit. Nach Ablauf einer Woche konnte diese berichten, daß die Kranke sich bedeutend gebessert habe, sie könne sich schon etwas bewegen, wenn auch nur mit großen Schmerzen. Tags zuvor, so berichtete die Krankenschwester, sei abermals der Arzt gekommen, und als er die Kranke so weit gebessert sah, freute er sich wie ein Kind. Es war ein katholischer Arzt.

Rührend war auch die Teilnahme, das Mitleid der Eingeborenen und der weißen Farmer der nächsten Umgebung. Täglich kamen die ersteren scheu ans Fenster, um zu fragen, wie es Schwester Bona gehe, und gar oft kamen die letzteren, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Sie kamen nie mit leeren Händen, — brachten unter anderem Leintücher, Verbandssachen, Wärmeflaschen, Früchte und Eßwaren für Kranke, d. h. Sachen, von denen sie vermuteten, daß dieselben in der armen Missionsstation nicht zu haben seien. Der liebe Gott lohne es allen!

Wir hoffen und beten, daß die liebe Kranke sich wieder erholt und daß sie, so Gott will, nächstes Jahr die Schule wieder besorgen kann. Es ist kein Ersatz für sie zu finden. O man fühlt so sehr den Verlust einer jeden arbeitsfähigen Schwester! 37 Missionsstationen sind zur Zeit in der Provinz Südafrika. Die überwiegende Mehrzahl der Schwestern sind schon Jahrzehnte im Missionsdienst, haben Pionierarbeit getan und emsig die Last und Hitze des Tages getragen. Aber Alter und Kränklichkeit macht sich jetzt da und dort geltend. Die Anfragen

nach Schwestern hingegen bleiben nicht aus. In der neuen Prä-
 fektur Amtata möchte man an mehreren Plätzen Schwestern
 für eine Neugründung, — woher Kräfte nehmen? Betet doch,
 daß der Herr Arbeiterinnen sende in seinen Weinberg, daß er
 mancher braven Jungfrau den Beruf zum Ordens- und Mis-
 sionsleben schenke. Wo bleiben heutzutage alle die tapferen
 Mädchen von Süddeutschland, deren wir in den ersten Jahren
 unseres Bestehens so viele hatten? Die Arbeit in der weiten
 Mission ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Alle
 sind eingeladen, sich an der großen Missionsarbeit zu beteiligen,
 welche guten Willen, guten Charakter, Gesundheit besitzen, seien
 es nun einfache Landmädchen für den Haushalt, für die Küche
 usw. —, seien es Lehrerinnen oder Krankenpflegerinnen. Alle
 sind herzlich willkommen!



O kleiner König wunderhold,
 Laß dich von Herzen grüßen.
 Wir bringen Weihrauch dir und Gold
 Und legen dir zu Füßen

Die Myrrhe, die von Opfer spricht,
 Ein Herz von gold'ner Treue,
 Das in des wahren Glaubens Licht
 Sich deiner Lieb' erfreue.

Verschiedenes aus den Missionen

Aus dem St. Mary's Krankenhaus in Mariannhill

Von Schw. M. Genesia

Ss drängt mich, den lieben Lesern einiges von unsern Allerärmsten zu erzählen. — Ein Schild über dem Bette mit dem Namen, den der Wohltäter wählen kann, gibt an, daß dem betr. Kranken eine mildtätige Seele geholfen hat. — Da lag vor kurzem ein halbergrauter Mann abgemagert; die Gesichtszüge verrieten große Schmerzen. Aus den Augen jedoch strahlte uns inneres Glück und Dankbarkeit entgegen. Petrus, so hieß der Mann, hatte früh seine Frau und Kinder durch den Tod verloren. Ein furchtbares Beinleiden mit großen Wunden hatte ihm das Sehen unmöglich gemacht, und so rutschte er in seinem Kraal herum, um sich das Nötige zu seinem Unterhalt zu verschaffen. Verwandte wollen mit solchen Kranken nichts zu tun haben und halten sich fern. Gute Nachbarn holten ihm das Wasser vom Fluß. Der Priester kam öfters vorbei und brachte ihm die heilige Kommunion; die Schwestern besuchten ihn ab und zu und versorgten ihn mit Kleidungsstücken und Verbandzeug. Dieser Zustand dauerte mehrere Jahre. Da hörte Petrus eines Tages, daß der Arzt einem Mädchen das Bein amputierte. Auch er war es leid, sein krankes Bein nachzuschleppen und ließ uns sagen, der Doktor möchte auch ihm sein Bein abnehmen. Wir überlegten, was zu tun sei, um ihm zu helfen. Unser Arzt war gerne bereit, den Armen mit seinem Auto zu holen und die Operation vorzunehmen. Peter mußte sich zwar noch zwei Wochen gedulden, weil der Arzt noch einige Untersuchungen an ihm vornahm, war aber ganz glücklich, als der Tag der Operation bestimmt war.

Der Patient war nicht wenig erstaunt, als dieselbe vorbei war und er von der ganzen Sache nichts gemerkt hatte. Er trug seine Schmerzen mit großer Geduld; er war ja an Schmerzen gewöhnt. Nach wenigen Wochen hatte ihm der Bruder Schreiner ein künstliches Holzbein angefertigt, und Petrus lernte wieder gehen wie ein Kind. Anfangs ging es mühsam, aber bald marschierte er ganz schön. Der gute Arzt brachte ihn wieder in sein armes Heim zurück.

Ich habe noch nicht viele Kranke gesehen, die so dankbar und froh fortgingen. Ich wünschte, die guten Wohltäter könnten es sehen.

Jetzt noch etwas von unserer kleinen Anna Melania; ihr früherer Name war Tshwalani.

Sie wurde vor einigen Jahren mit ihrem jüngeren Brüderchen ins Waisenhaus gebracht, weil das Verhältnis in der Familie kein gutes war. Tshwalani erkrankte und kam ins

Hospital. Man wußte erst nicht recht, was sie hatte, denn die Kleine klagte nicht besonders, hatte aber immer Fieber. Zuletzt stellte der Arzt Tuberkulose fest, und sie mußte von da ab in der offenen Halle liegen. Es wurden verschiedene Kuren angewandt; aber es ging immer abwärts mit ihr. Man suchte nach den Eltern, fand sie aber nicht.

Man legte Ishwalani auf ein Freibett, was inzwischen frei wurde, welches von einer mildtätigen Dame von England gestiftet war. Sie wurde auf den Namen „Anna Melania“ getauft und empfing später auch die heilige Ölung.

Wenn man auch nicht von Tugend sprechen kann bei einem siebenjährigen Kinde, so konnte man sich doch an dessen Ruhe und Geduld erbauen. Stundenlang lag es ohne jeden Zeitvertreib und sprach sehr wenig. Oft genügte es, wenn die Puppe neben ihr im Bette lag. Wie es bei den meisten derartigen Kranken der Fall ist, so hatte sie auch das Verlangen nach allen möglichen Speisen. Wenn die Köchin oder ihre Pflegerin ihr das Verlangte nicht verschafften, so schickte sie zur Schwester und ließ sagen, sie möchte heute einmal etwas ganz Gutes zu essen haben. Melania wußte ganz gut, daß sie dann etwas Besonderes bekam, denn man konnte dem armen Geschöpfchen nichts abschlagen. Es war elend und abgemagert wie ein Skelett. Die Kleine hatte auch bald herausgefunden, daß das geschieht, was der Arzt verordnet, und so brachte sie alle möglichen Wünsche bei seiner Visitation am Morgen vor. Einmal hatte sie einen großen Stock auf ihrem Bette liegen, und der Arzt fragte verwundert, was denn das zu bedeuten habe. „Ja,“ sagte sie, „der ist für die Katharina, wenn sie nicht brav ist.“ Sie wollte anscheinend Angst damit einjagen, denn sie war ja zu schwach, ihn zu gebrauchen. Sie war geweckt für ihr Alter, und man dachte daran, sie auf die heilige Kommunion vorzubereiten, was auch geschah. Wenige Tage, ehe sie starb, empfing sie die heilige Kommunion und schlummerte dann ruhig hinüber in die bessere Heimat.

Momentan liegt ein recht armer Bursche von ungefähr 22 Jahren auf dem St.-Josephs-Bett, das so genannt wird, weil das Almosen für die betreffenden Kranken am 19. März einlief.

Der Bursche ist blind und lahm und hat die Fallsucht. Von Eltern und Verwandten ist er deshalb verstoßen. Er ist ganz ergeben in sein Los, empfängt fast täglich die heilige Kommunion und betet gern und oft seinen Rosenkranz. Gewiß betet er auch viel für seine Wohltäter.

Wer kann und will ein Freibett stiften? Für 25 englische Pfund wird in unserm armen Eingeborenen-Krankenhaus ein Patient ein ganzes Jahr verpflegt.

„Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“

Fortsetzung.

Prächtig stieg die Sonne am andern Morgen über die Lagerstätte unserer Reisenden auf; ihre Strahlen zauberten reiches Leben. Von den Zweigen der Bäume erscholl das Gekreisch grauer Papageien, und es ertönte das Silbergelächter der schön gefiederten afrikanischen Lachtaube; kleine bläuliche Affen schwangen sich in neckischem Spiele von Baum zu Baum; geschäftigen Laufes eilte der Holzspecht den Stamm einer Akazie hinan, und der afrikanische Fink sandte sein glockenhelles Morgenlied aus dem dornigen Mimosenstrauche, während eine Art Kanarienvögel ihre eigenen Weisen anstimmte; im Lichte des jungen Tages puzten der grüne und der blaue Lori ihr Federkleid; durch das grüne Laubwerk eines wilden Feigenbaumes schimmerte das helle Rot des Prachtwebers, des Honigsaugers oder das bunte Kleid irgendeines andern, durch Schönheit des Gefieders ausgezeichneten Waldbewohners. Rotgefleckte große Heuschrecken erhoben sich schwirrend in die Luft; prächtige Schmetterlinge gaukelten über das volle, satte Grün der Rasenteppiche, und die durchsichtigen Flügel der Ameisenlöwen glänzten wie ein goldener Schleier im jungen Sonnenlichte.

Die Ochsien zogen tapfer; auch sie waren gut ausgeruht, und die Eingeborenen begannen ihre monotonen Gesänge und wüßten sich ihre Wanderschaft mit fröhlichem Humor.

Die drei Herren ritten auf ihren prächtigen Pferden langsam voran; erst schweigend, ganz versenkt in Betrachtung der Natur. Jedem drängte sich unwillkürlich ein herzinniges Morgen Gebet auf die Lippen. Der Kapitän überdachte noch einmal ernstlich, wie er dem neugewonnenen armen Freund Mr. Brown wohl am besten helfend und ratend beistehen könnte.

Der junge Alfons pries im stillen den Herrn, daß er ihm so gute Eltern, eine so vortreffliche Erziehung gegeben hatte und machte die besten Vorsätze, die Eltern zu ehren und ihnen gehorsam zu sein. Wie wollte er sich bemühen, ihre Lebenstage zu verschönern; noch nie schwebte ihm das vierte Gebot Gottes so deutlich vor Augen wie jetzt nach dieser traurigen Geschichte von Fredy Brown. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlgerhe auf Erden!“

Der Afrikareisende Mr. Brown hatte heute ein so hoffnungsfreudiges Gemüt; es war ihm, als ob diesmal die Reise nicht vergebens sein werde.

Die Reisenden beabsichtigten zunächst über die Ifenzi- und Stelengihügel nach den Drakensbergen vorzudringen, um bei dieser Gelegenheit die Stelle zu sehen, wo Prinz Napoleon, genannt „Lulu“, unter den Wurfspieren der Zulus sein junges Leben aushauchen mußte.

Je weiter sie sich von der Tugela entfernten, desto entschiedener änderte sich der Charakter der Landschaft. Jetzt wurde alles wild, öde, steinig. Tiefste Stille, die Stille des Grabes, lagerte ringsum; hoch in den Lüften wiegte sich ein schwarzer Geier, sonst belebte kein Tier, nicht einmal ein Käfer diesen einsamen, dumpfen Ort. Hier hatte der unglückliche Fürstenson seine Seele, erst 23 Jahre alt, ausgehaucht. Wie ein kahler, nackter Rahmen schlossen die unbeweglichen Tafelberge dieses trostlose Stück Welt ab, welches in ergreifender Weise die Eitelkeit der Eitelkeiten verkündete.

Die Ochsen wurden müde; es mußte gerastet werden. Hier begegneten den Reisenden zum erstenmal, seitdem sie die Tugela hinter sich hatten, Zulus, und zwar Zulus noch ganz im Urwesen. Sie trieben ihre Herden zur Tränke. Anfangs waren sie über das Erscheinen derselben erstaunt, dann aber erhoben sie der Sitte gemäß die Hände zum Gruß über den Kopf. Das war gewiß ein gutes Zeichen, und die Reisenden freuten sich darüber.

Am Abend sahen sie in der Ferne den von blauem Dufte umwobenen Tzischluszaberg und die Kette der Drakensberge, ihr Reiseziel, auftauchen. Sie wollten nicht mehr weiter; sie nahmen ihr Abendbrot und zündeten sich, in vergnügtem Gespräche beisammen sitzend, ihre Pfeifen an. Das Dunkel nahm schnell zu, und das Wachtfeuer, das zum Schutze gegen wilde Tiere unterhalten wurde, schimmerte mit eigentümlichem Glanze in der Luft. Da stieß der Kapitän, der dicht neben Alfons am Wagen lehnte, einen dumpfen Schrei aus.

„Was gibt es?“ fragte Mr. Brown hastig.

„Sehen Sie dort,“ rief Alfons voll Aufregung mit gehauchter Stimme; „dort im Busche da funkelt's wie grüne Augen. Sehen Sie nicht?“

Mr. Brown blickte hin. Richtig! Unter dem dunklen Laub leuchteten, etwa erbsengroß, zwei Punkte.

„Sst“, machte der Kapitän, „das ist ein Raubtier, ein Leopard wahrscheinlich. Verhalten Sie sich ganz ruhig, meine Herren.“

Er wollte bei diesen Worten in den Wagen greifen, wo die schußbereiten Büchsen lagen; da ertönte ein kurzes, scharfes Gebrüll. Die Zulus fuhren erschrocken auf; die Zugochsen wurden unruhig und richteten sich in die Höhe. Auch Alfons, selbst Mr. Brown konnte eine Besorgnis nicht unterdrücken, denn wer vermochte zu sagen, ob sich das kecke Raubtier, das sich so nahe an uns herangeschlichen hatte, selbst durch den Glanz der Wachtfeuer zurückschrecken lassen würde vor einem verwegenen Sprunge in unsern Kreis.

Ehe der Kapitän noch Zeit gefunden hatte, seine Büchse gegen den Busch abzubrennen, wirbelte ein brennendes Stück Holz

durch die Luft und fuhr mit stiebenden Funken genau nach der Stelle, wo die grünen Augen drohend leuchteten. „Tsha, chui-paka, huju kwake ku me ni pendeza“ (Tsha, Leopardenkaze, dein Kommen hat mir nicht gefallen), ertönte es zugleich aus dem Munde Simbas, welcher mit kühner Hand den Brand nach dem Busch geschleudert hatte. Ein Schmerzensgeheul erscholl zurück und des gefleckte Fell eines Leoparden verschwand im Dunkel der Nacht.

Alle lobten den Mut und die rasche Entschlossenheit Simbas, der sich jedoch aus diesen Anerkennungen gar nichts zu machen schien, sondern sagte, es verstehe sich von selbst, daß ein Simba (Löwe) sich vor einem Leoparden nicht fürchte. Für die Reisenden aber war dieser Vorfall eine Mahnung, die Vorsichtsmaßregeln gegen das reißende Getier des Landes noch zu erhöhen. Es wurden daher die Wachfeuer vermehrt, und zwar in der Weise, daß sie fast einen zusammenhängenden Kreis bildeten. Von den Zulus aber mußten abwechselnd je drei Mann drei Stunden hindurch für den Unterhalt der Feuer sorgen; auch die Herren mußten sich vom Wagen aus alle zwei Stunden ablösen und mit geladenem Gewehr die nächste Umgebung bewachen. Die Nacht verstrich jedoch ohne einen weiteren Unfall. Gegen Morgen kam ein warmer Regen und verlöschte die Feuerhaufen. Trotz des Regens fuhren die Reisenden nach dem Frühstück ab. Jetzt lernten sie erst die Wohltat eines afrikanischen Ochsenwagens empfinden. Die Zulus aber, Simba mit einbegriffen, machten aber bald bedenkliche Gesichter.

„Es wird heute schlimm werden“, sagte er und zeigte auf eine große, schwarze Wolke, die sich drohend hinter den Drakensbergen gelagert hatte. Alfons fing an zu begreifen, was Simba meinte. „Ein Sturm?“, fragte er in zweifelndem Tone, denn die Wolke machte auf ihn nicht den Eindruck, als ob sie zu fürchten sei. Er war eben noch ein ganzer Neuling in afrikanischen Dingen.

„Ja, ein böser Sturm, Herr, ein sehr böser Sturm.“

Es dauerte nicht lange, da eilten die beiden anderen Herren rasch herbei. „Wir müssen uns sputen“, rief Mr. Brown, „um dort den Kraal zu erreichen.“ Die Zulus schlugen auf die Ochsen ein, und nun ging's dahin über Stock und Stein, daß man glaubte, der Wagen müsse jeden Augenblick in Trümmer zerbrechen. Die Tiere, durch ihren Instinkt angetrieben, vor dem drohenden Elemente Schutz zu suchen, rannten wie toll dahin. Es war eine wilde Jagd. Aber inzwischen war auch das Gewitter schon näher gerückt. Der Himmel war eine einzige schwarze Riesenwolke, die buchstäblich alles in undurchdringliche Finsternis hüllte. Die armen Reisenden hatten das Gefühl des nahenden Weltunterganges. Da zerriß ein Blitz die gräßliche Nacht, und wie endlose feurige Schlangen durch-

kreuzte es den Himmel; der Donner verstummte keinen Augenblick. Nichts aber glich der Pracht des himmlischen Wetterstrahles. Die südafrikanischen Gewitterstürme sind entsetzlich; aber sie toben sich, Gott sei Dank, rasch aus. In kaum zehn Minuten war die Wut der Elemente gestillt, und der Himmel legte wieder ein helles Kleid an; der Regen hörte auf, und Blitz und Donner verstummten. So bald das Gewitter sich verzogen hatte, kamen auch Eingeborene in Sicht. Einer der Diener, Upango mit Namen, brachte den Reisenden die überraschende Kunde, daß der große Umuzi oder Kraal dem Häuptling Inhlovudawana gehöre.

Mr. Brown, dem es darum zu tun war, etwas Näheres über die geheimnisvollen Drakensberge, von welchen man schon soviel gelesen, geschrieben und gesprochen hatte, aus dem Munde des schwarzen Königs zu hören, schlug vor, noch am gleichen Nachmittag, obwohl es schon spät war, denselben zu besuchen.

Simba, der aber alle die Sitten der Zulus gut kannte, schlug vor, denselben lieber am nächsten Morgen, und zwar angemeldet, zu besuchen; denn ein Sprüchwort der Eingeborenen lautet: „Die Nacht ist keines Menschen Freund; wer kommt des Nachts, der ist ein Feind.“

Simbas weiser Rat wurde dankbar angenommen, und so beschlossen sie hier zu übernachten. Nach dem Abendessen saßen die Reisenden wieder gemütlich beisammen, und diesmal war es der junge Herr Alfons, welcher den Vorschlag machte, Simba möchte etwas aus seinem Leben erzählen, das gewiß interessant für alle sein werde. Mr. Brown war dieses wie aus der Seele gesprochen, denn er fühlte sich schon gleich im Anfange zu dem intelligenten Neger hingezogen; außerdem empfanden alle eine gewisse Sicherheit, wenn Simba in ihrer Nähe war.

„Gentlemen, bwana (Herr), gerne bin ich bereit, Eurer, mich so hoch ehrenden Aufforderung zu willfahren. Jeder Eurer Wünsche ist mir Befehl, und schon lange wollte ich Euch etwas mitteilen, aber nichts von mir, einem armen schwarzen Sklaven, denn ein solcher war ich; sondern von einem der Eurigen, von einem weißen Mann, von meinem Freunde, der mich aus Trübsal und Elend errettet, dessen Bild ich in meinem Herzen trage, den ich suche und einmal noch im Leben sehen möchte, und ich hoffe ihn zu finden“, sagte Simba in feierlichem Tone.

Erstaunt horchten die Reisenden, und besonders Mr. Brown schnellte förmlich von seinem Sige auf und vergaß seine Pfeife zu stopfen. Simba aber machte eine lange Pause.

„Rede, Simba“, mahnte der Kapitän. Simba verneigte sich.

„Meine Geschichte ist kurz und traurig, aber dennoch war ich immer ein Liebling des guten Geistes“, hub er an.

Fortsetzung folgt.



F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelfrieda

Ein Kindesherz soll sein
 Wie die Lilie so rein,
 Wie der Tau so klar,
 Wie der Spiegel so wahr,
 Wie die Quelle so frisch
 Und froh wie das Vöglein im Gebüsch.

Da üben unsere kleinen Negerchen mit Schwester Stefana ein Weihnachtsliedchen ein. Sie haben wohl keine so große, schöne Krippen wie Ihr, meine lieben Kinder, aber sie sind ja mit allem zufrieden, und sie freuen sich auf Weihnachten wie die Englein im Himmel. Das Christkind bringt ja immer etwas, und wenn es auch nur ein Hemdchen ist. Kinderhand ist schnell gestillt, und Ihr seht, wie lustig gestimmt unsere kleinen Trabantchen hier auf dem Bilde sind.

Auch unter den Palmen gibt es oft etwas Gutes zu schnabulieren, süße Bananen, die sehr nahrhaft sind und viel besser als die europäischen Süßigkeiten. Also, laßt uns wieder zusammenkommen in unserem Plaudereckchen, dann will ich Euch auch etwas vom Christkindchen erzählen, das auch zu den schwarzen Kindern nach Afrika kommt.

Stundenweit kommen die Leute in der heiligen Nacht daher; oft müssen sie einen ganzen Tag zu Fuß gehen, um das Kirchlein zu erreichen. Mit welcher Seligkeit schauen sie dann auf das Kripplein. Welche Opfer haben die Kinder gebracht! Sie sind mit den Eltern stundenweit gelaufen auf schlechten Wegen, mit bloßen Füßen; aber das liebe Jesulein sieht und weiß alles; es zählt jeden Schritt, und das Gebet dieser armen Kinder dringt durch die Wolken.



Wie glücklich sind diese Kleinen, wenn sie nach der Mitternachtsmesse auf der Missionsstation eine kleine Bescherung erhalten. Das solltet Ihr doch sehen, liebe Kinder, wie da die Augenlein strahlen und jede Kleinigkeit mehr Freude macht als in Europa die teuersten Spielsachen.

Dann singen sie aber auch aus Dankbarkeit alle Lieder, die sie wissen, und frohen und freudigen Herzens kehren sie wieder nach Hause zurück. Dann schallt es auf dem Wege aus den frohen Kinderkehlen in ihrer Landessprache:

„Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all,
Zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!“

• 4

Gute Bücher

P. Rösch's Neues Testament gehört zu den erfreulichsten Symptomen unseres religiösen Lebens. Daß nun schon das 174.—193. Tausend vorliegt, zeugt sowohl für das große Interesse, das heute der Schriftlesung entgegengebracht wird, wie auch dafür, daß Rösch in seiner Übersetzung dem Verständnis der Leser am besten entspricht. P. Rösch arbeitet unermüdlich an der Verbesserung seiner Ausgabe. Keine ist aus seiner Hand hervorgegangen, die nicht einen Fortschritt zu der vorhergehenden bedeutet. Auch die neueste nicht. Gerade sie zeigt wieder so manche Vorzüge, die das Buch besonders lieb machen. So ist darin hauptsächlich auf guten sprachlichen Aus-

druck und leicht verständliche Form Rücksicht genommen worden, um so dem Leser möglichst weit entgegenzukommen. Zur Erleichterung des Lesens dienen auch die Einführungen in die einzelnen Bücher, sowie die beigelegten Überschriften und die erläuternden Anmerkungen. Vier Karten in Farbdruck und eine Tempelskizze vermitteln außerdem einen Überblick über die Welt der Bibel. — Ein besseres und gediegeneres Geschenk als dieses „Buch der Bücher“ kann es nicht geben. Es ist für jedermann bei treuer Benutzung der sicherste Führer und Ratgeber. In den Schulen Deutschlands und Osterreichs ist es bereits eingeführt und ministeriell genehmigt. Die einfachste Ausgabe kostet 2,— Mk., bei klassenweiser Einführung von etwa 20 Exemplaren ab sogar nur 1,80 Mk., dann folgen bessere Ausgaben zu 3,— Mk., 4,50 Mk. und höher. Eine weitere reich illustrierte große Ausgabe mit großem Druck macht diese Ausgabe noch zu einem Hausbuch für jede katholische Familie. Preis von 7,50 Mk. an. Erschienen sind alle Ausgaben im Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.



Eingegangene Spenden

- Für Heidenkinder:** Bersbach 21 Mk., Maria Kunigunde; Bielefeld 21 Mk., Bernhard; N. N. 42 Mk., Anna und Maria; Schweinfurg 21 Mk.; Rhynern 21 Mk., Katharina.
- Für Missionszwecke:** Gelsenkirchen 20 Mk. und 5 Mk.
- Für die Ausfährigen:** Hindenburg-Zaborze 14,50 Mk.
- Für die Mission:** Römershag 3 Mk.; Schmerbecke 2 Mk.; Altötting 5 Mk.
- Almosen:** Markelsheim 7,50 Mk., Bobrek 5 Mk.
 Düren: um Erhörng in einem Anliegen 3 Mk.
 Hanau: zu Ehren der unbefleckten Empfängnis, des seligen Bruders Konrad und des heiligen Judas Thaddäus um Hilfe in einem Anliegen 1,50 Mk.
 Neidingen: zu Ehren des heiligen Antonius und zum Troste der armen Seelen, Antoniusbrot 135 Frs.
 Neidingen: von mehreren Wohltätern in ihren Anliegen 25 Frs.
 St. Bith: zu Ehren des heiligen Joseph, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe in besonderen Anliegen 100 Frs.
 St. Bith: zu Ehren des heiligen Joseph in einem Berufsanliegen 65 Frs.
 Neidingen: Armenbrot für die Mission zu Ehren des heiligen Antonius 100 Frs.
- Für die Missionschule:** zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Trier 50 Mk., N. N. 180 Mk., Düren zum Dank für Erhörng in einem Anliegen 5 Mk., Neidingen 2,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott und frohe, gnadenreiche Weihnachten!

Diesen Wunsch legen wir in Dankbarkeit betend an der Krippe nieder. Ein Kripplein steigt aus tiefem Grunde, drin ruht ein holdselig Kind, Das bringt die gnadenreichste Stunde für die, die guten Willens sind.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Nr. 1. Ich selbst. Nr. 2. Das Kalb. Nr. 3. Zwei Pelze. Nr. 4. Auf dem Kopfe. Nr. 5. Die Mahlzeit.
 Drei, sie gingen hintereinander her.